

Versuch einer Rokokodeutung. Teil II

Autor(en): **Bernoulli, Christoph**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **38 (1958-1959)**

Heft 7

PDF erstellt am: **16.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-160841>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

VERSUCH EINER ROKOKODEUTUNG

II. TEIL

VON CHRISTOPH BERNOULLI

Die Theoreme der Odoristen sind vergessen, aber der Siegeszug der Düfte erfüllt die Zeit des Spätbarocks. Während Auge und Ohr sich weiten, werden die Tastempfindungen und der Geschmack verfeinert. Die derben Tuchstoffe weichen mehr und mehr der Seide und dem Kattun; von den steifen, kräftigen Möbeln verschwindet, wie von den Wänden, das dunkle Leder. Anstelle der weißgetünchten Mauern im Innern der Wohnräume treten die Panneaux und Stoffbespannungen oder später die «Papiers-» und «Toiles-Peintes». Die massiven Kastenmöbel werden mit exotischen Fournierhölzern überzogen; die Kommode wird erfunden und der Weizen der Ebenisten blüht! Anstelle des altgewohnten Zinnes tritt immer mehr das Silber, zumal das vergoldete, und neben der derben Zwiebel und dem penetranten Knoblauch erscheint die reiche Skala der Gewürze von jenseits der Meere. Der spottlustige Volksmund bezeichnet den reichgewordenen Drogisten und Apotheker gerne als «Pfeffersack»! Die Befreiung des Körpers aus der Umklammerung der spanischen Tracht bewegt sich gleichlaufend mit dem vordem unbekanntem Freiheitsgefühl, das nach dem Tode von Louis XIV. die Welt, zumal Frankreich, durchströmte. Man feierte Feste am Tage der königlichen Beerdigung. Was Spanier und Portugiesen, Holländer — man denke an die ostindische Kompagnie — und Engländer mit ihren Handelsflotten aus den neu erschlossenen Kontinenten brachten, muß den Europäern weit glückhafteren und berauschteren Auftrieb gegeben haben, als vergleichsweise unsere morosen Erwartungen, die uns die Erschließung der translunaren Regionen verheißen!

Die Wunderdinge, die nun aus allen Himmelsrichtungen angeschwommen kamen, müssen den weltoffenen und immer wieder vom Drang nach dem Fernsten erfüllten Menschen eine Wonne gewesen sein, zumal sie den Lehren der Skeptiker vom Schlage eines Pierre Bayle recht gaben. «Er wies mit historisch offenem Sinn bei jeder Gelegenheit darauf hin, wie herrliche sittliche Erscheinungen das Heidentum aufzuweisen und zu welchen Greuelthaten auf der andern Seite der christliche Fanatismus Veranlassung gegeben habe» (Windelband). Müde des konfessionellen Streites und der dynastischen Händel überdrüssig fanden alle Menschen *bonae voluntatis* in der Berührung mit der großen Welt eine Befreiung aus engstirnigen Fesseln. Zwei Tendenzen sind es, die uns bei den nun einsetzenden Freiheitsbestrebungen auffallen. Die nach den vielen Kriegen der Verrohung ausgelieferten Völker suchen und

finden ihr Heil im Trinken. Man kann füglich behaupten, daß die Kaufleute, Studenten, Soldaten, daß das Volk der Seeleute und Feldarbeiter der Trunksucht fröhnten. Friedrich der Große nahm die feudale Welt nicht aus und sagte vom König von Polen: Lorsque Auguste buvait, toute la Pologne était ivre! — Die Chronisten, die Maler und Dichter der Zeit, wissen von diesem unfestlichen Rausch, der zum Begleiter der wohlbeleibten Männer geworden war, viel zu berichten. Die Disharmonie der Glaubenslehren und die Härten der sozialen Rangordnung, die Mühsal dieser gespannten Zeit trieben den Menschen aus Furcht und Kummer in die Arme des Sorgenbrechers. Der fragwürdige Segen der alkoholischen Gifte aber wurde teuer bezahlt. Ich denke jetzt nicht an die drückenden Steuern, sondern an die gesundheitsschädigende Wirkung von Wein, Branntwein und Bier. Die verheerende Wirkung trat überall in drastischer Form zutage, zumal im ganzen Norden. Was uns aus dem 16. und 17. Jahrhundert an profanen Silberarbeiten — von Kredenz und Tisch — erhalten blieb, sind fast nur *Trinke*gefäße: Becher, Koppchen, Häufebecher, Willkomm, Humpen, Schalen, Pokale und figürliche Arbeiten, meist in Form von Tieren. Die Trinksitten beherrschten — wie Günther Schiedlausky in seinem Buch «Essen und Trinken» nachgewiesen hat — den Umgang und Verkehr der Menschen. Ein milder und tönlicher Abglanz lebt davon heute noch im studentischen Comment.

Ganz ohne Trunkenheit konnte das 17. und 18. Jahrhundert nicht leben, aber der Rausch, der jetzt die Welt verjüngte — und damit komme ich zur anderen Freiheitsbestrebung — war intelligibel und künstlerisch. Die Turkomanie, der «indianische» Taumel, der Siegeszug der Chinoiserie, die Beliebtheit der aus der Levante stammenden Figur des Mohren sind keineswegs Manifestationen einer schwärmerischen Sehnsucht; was sich hier vollzieht, gleicht vielmehr einer «Flucht nach vorne» in die Regionen fremder und höchster Anregung. Daß es in exotischen Ländern *oltra mare* Menschen geben sollte, hatte man wohl vom Hörensagen vernommen. Die immer schöneren und reicheren Sendungen aber bewiesen, daß nicht allein die christliche Kultur kostbare und herrliche «Objets de Vertu» hervorbringen konnte; die fremden Künstler und Handwerker zeigten hohen und höchsten — ja fast besseren — Geschmack und besaßen zudem eine erstaunliche Kunstfertigkeit. Was jetzt aus dem «Morgenland» ins Abendland gebracht wurde, glich einem in Permanenz erhobenen Dreikönigsfest. In dieser expansiven Epoche der kolonialen Eroberungen versucht das Abendland, gleichsam im Clearing der geistigen Werte, durch die Heidenmission viele und schlimme Härten der Ausbeuter zu mildern und das Licht des Evangeliums liebevoll leuchten zu lassen (vgl. Jean Rouvier, Ausstellungskatalog München 1958, Europäisches Rokoko, S. 31). In der Heimat aber war es verlockend, den Kimono der Chinesen überzuziehen oder in die Pluderhosen

der Osmanen zu schlüpfen. Und noch viel aufregender wurde es, den Kaffee der Türken, den Tee der Chinesen und die Schokolade Südamerikas zu trinken und durch ihre Düfte eine Art Seeleneinfahrt zu erleben. Das Leben wurde ein Maskenball und das Versteckspiel mit dem eigenen Körper kam einer Persönlichkeitsverwandlung gleich. Der Mensch war das Thema der großen Jahrhundertsonate, die Kostüme die Variationen. Die pagane Welt snobte das alte, eingebildete Europa, und nur durch die Erfindung des Porzellanen konnte der alte Kontinent sein bedenklich gestörtes Gleichgewicht wiederfinden. Das Porzellan *mußte*, aus kulturellen, merkantilen und autarken Gründen, erfunden werden, und siehe — es *wurde* erfunden. Sein Erscheinen war mehr als Bedürfnis, war Notwendigkeit und löste eine rauschhafte Kettenreaktion aus, beglückender als die phantastischen, keinem *menschlichen* Verlangen entsprechenden atomaren Erfindungen der Gegenwart (vgl. Felix Wachsman, Die radioaktiven Isotope).

Das Einströmen der neuen Getränke hat damals die Welt verändert. Unter dem Einfluß der Ärzte opferten im Spätbarock, zumal in der Régence, viele Ehemänner ihre silbernen Trinkgeschirre und ließen daraus die sogenannten «Wöchnerinnen-Schüsseln» fertigen. Sie waren meistens vergoldet. In diesen Geschenken manifestierte sich eine auszeichnende Geste, eine chevalereske Reverenz vor dem Weiblichen schlechthin, vor der jungen Wochenbett-Mutter im besonderen. Nichts, so scheint mir, ist am 18. Jahrhundert so bemerkenswert neu wie die Stellung der Frau. Die Revolution von oben, die Befreiung der Frau aus ihrem Winkel ist die größte Leistung der Aufklärung, der Toleranz und des Kaffees. Ohne den letzteren hätte sich die Umwandlung nicht vollziehen lassen. Die «Trembleuse» verhalf der Frau zur Selbsthilfe.

«Nie zuvor», schreibt der Comte de Salverte, «nie zuvor hatten die Frauen einen ähnlichen Einfluß. Am Ende des ‚ancien régime‘ regiert die Frau in Frankreich als absolute Herrscherin; sie breitet ihren Charme aus über das 18. Jahrhundert, wie Louis XIV. das 17. mit seiner Größe erfüllt hatte. Alles ist ihrer Herrschaft unterworfen: die Sitten, die Meinungen, die Gunst und die Ungnade. Um der Frau zu gefallen, geben sich die Philosophen lächelnd, und sogar die Wissenschaft gibt sich angenehm. Die Frau beherrscht die Künste, sie protegiert die Künstler und beschützt die Handwerker. Der Schreiner Migeon z. B. erhält von Madame de Pompadour eine Pension, und der Instrumentenmacher Erard wird von der Herzogin von Villeroy in ihrem eigenen Palais untergebracht. Aber der Einfluß der Frau offenbart sich hauptsächlich in der Einrichtung der Wohnung, die sie von Grund auf umwandelt und umformt, die sie fröhlich, heiter und angenehm gestaltet, und in der sie dieses neue Etwas einführt, das mit einem neuen Ausdruck bezeichnet wird: Den Komfort. Die pompösen Appartements, in denen alles dem Prunk geopfert wurde, können ihr nicht mehr behagen. Von nun an

wird das Haus in kleinere Zimmer eingeteilt, die sehr viel intimer sind. Man baut diskrete Hintertreppen, charmante Cheminées und bringt überall Spiegel und Boiserien in hellen Farben an, die geschmückt sind mit eleganten Schnitzereien, die das Auge erfreuen und die die Bilder umrahmen, in welchen Szenen vom Liebesgenuß erzählen.»

Wir können nun aber Meinungen ganz anderer Art zitieren. Friedrich II. hat sehr harte Worte über das Frauenregiment gesagt; Wilhelm Hausenstein sieht im Rokoko eine männliche Manifestation und Edouard Jacob schreibt: «Nur eines darf man vom 18. Jahrhundert nicht sagen: daß es schwächlich gewesen sei. Fast die meisten Darstellungen halten die Rokokozeit für ‚weiblich‘, weil in ihr Frisuren und Bänder, Reifröcke und Galanterien breiter erscheinen als je zuvor. Doch ein galantes Zeitalter ist immer auch ein männliches. Es hat die Kraft zum Genießen aktiviert. Genuß aber ist etwas Männliches, und jedenfalls nichts Passives.» Wer die Ansicht von Salverte teilt, könnte immerhin auf die Kaiserin Maria-Theresia, auf Katharina von Rußland und auf die glanzvolle Herrschaft der Marquise de Pompadour hinweisen. Diese ist, wie gesagt, der Gegenpol zu Ludwig XIV. In Fragen des Geschmacks allerdings weit überlegen bevorzugt sie statt des Martialischen das Komfortable, statt des Zeremoniellen das Intime, statt des Prunkes die Bien-séance, statt des Würdigen das Liebenswürdige, statt des Grandiosen auch das Einfache, statt des Heroischen das Menschliche. Sie war ein Genie der Anmut, der Grazie, des Charmes; sie tanzte, wenn ein choreographischer Vergleich erlaubt ist, statt der Pavane das Menuett. Ihre Freude an der Schönheit des Materials gab ihr die Möglichkeit, das Höchste vom Handwerk zu verlangen, das Beste an Qualität zu fordern — und zu erhalten. Ihre Wohnräume sollen vom raffiniertesten Wohlgeruch erfüllt gewesen sein. Unerhört ist die Zahl der durch sie angeregten Neu-Erfindungen, zumal auf dem Gebiete des Gebrauchsmöbels. Sie vorzuführen würde allein eine Vortragsstunde ausfüllen können. Es dürfte interessieren, daß der berühmte Architekt Frank Lloyd Wright die Luft und den Duft seiner Räume in die bauliche Gesamtkonzeption einbezieht und nicht selten wohlriechende Essenzen verwendet.

In welcher Weise wir vor dieser Frage, ob das Rokoko männlich oder weiblich, Partei ergreifen, ist unwichtig. Was jenseits aller Meinungen feststeht, ist die Befreiung der Frau im gesellschaftlichen Leben. Daß sie unabhängig von den meist externen Trinksitten der Männer die Zwischenmahlzeit — *la collation* — zu einer internen, wichtigen Form des Besuches und des Salons machen konnte, verdankt sie in erster Linie der Einkehr von Kaffee, Tee und Schokolade. Diese drei Genußmittel haben die wunderbare Eigenschaft, wach zu machen, anzuregen, zu beflügeln, und zudem erhellen sie den Geist.

Wir erleben abermals eine Aufklärung.

Die Türken konnten 1683 zum Leidwesen des französischen Königs

Wien nicht erobern, aber aus dem vermeintlichen Kamelsfutter, das man in den verlassenen Zelten fand, stieg ein Zauberduft, der das odoristisch empfängliche Europa im Sturm erobert hat!

In seiner ersten Etappe von Venedig kommend ist der Kaffee 1685 nicht weiter als bis hierher, nach Nürnberg, vorgestoßen. Weiter nordwärts bis zu den Dänen herrschte unumschränkt noch einige Zeit das Bier. Das Ringen zwischen den beiden Großmächten, zwischen Narkotikum und Stimulans, zwischen Phlegma und Esprit gehört zur spannenden Geschichte des Barock. —

Die Getränke Schokolade, Tee und Kaffee sind heiß getrunken am besten und schmecken schon deshalb eigentlich nur im Porzellan. Sie kommen von der Flamme des Herdes — führen also zur Frau —, sie beleben, helfen wachsein, machen gesprächig und geistreich. Der Kaffee braucht keinen Comment, denn er macht nicht trunken; er ist an keine Mahlzeit, an kein Zeremoniell gebunden, er ist unkultisch. Da der Ursprung dieser neuen Getränke heidnisch ist, sind sie dem Kreuze nicht verbunden. Über der Suppe, über dem Brote, dem Käse und dem Wein schlägt man das Kreuz. Nie über dem Kaffee. Im ganzen 18. Jahrhundert regten sich viele heidnische Kräfte. Die Gesinnung Winkelmanns und die französische Revolution waren nicht christlich, und Goethe betrachtet sich als frommen Heiden.

Der intime Weg des Kaffees aber führt in den Salon, ins Boudoir, in Deutschland zum Kaffeekränzchen. Die cup of tea, die Tasse Tee, wird Lebenselixier aller Damen in England. Noch wagen es die Pariser Damen des Dixhuitième nicht, das Kaffeehaus zu betreten. «Les dames de qualité fesaient arrêter leurs carrosses devant les boutiques de café les plus fameuses et ont le leur servait à la portière sur une soucoupe en argent.» Der öffentliche Weg dieser Getränke führt zur Konditorei, zum Café, zum Bistro und direkt hinein in die aufregenden Zentren der Literaten, Artisten, Zeitungsleser, Schach- und Billardspieler. Das Bistro wird Treffpunkt der Handelsleute und Passanten.

Niemand hat das treffender gesagt als Jules Michelet: «Denn nunmehr ist die Schenke entthront, die scheußlichen Kneipen und Pinten sind entthront, wo noch vor einem halben Jahrhundert die Jugend sich zwischen Fässern und Dirnen wälzte. Weniger Alkohol-Lieder des Nachts, weniger Adlige im Rinnstein... Der Kaffee, das nüchterne Getränk, mächtige Nahrung des Gehirns, die, anders als die Spirituosen, die Reinheit und die Helligkeit steigert; der Kaffee, der die Wolken der Einbildungskraft und ihre trübe Schwere vertreibt; der die Wirklichkeit der Dinge jäh mit dem Blitz der Wahrheit erleuchtet; der anti-erotische Kaffee, der endlich die Erregung des Geistes an die Stelle des erregten Geschlechts setzt! ... Der starke Kaffee von San Domingo, den Buffon, Diderot, Rousseau tranken, verband seine Glut den glühenden Seelen — und die in der Höhle des Café Procope täglich versammelten Propheten

sahen mit durchdringendem Blick auf dem Grunde des schwarzen Getränkes das Leuchten des Revolutionsjahres.»

Wollten wir nun noch die Gebrauchsformen der neuen Getränke betrachten, so würden wir hier ein weites Gebiet betreten. Das Kestner-Museum in Hannover hat vor drei Jahren die Sammlung Paul Rintelen gezeigt. Sie war aufgebaut auf dem Gedanken, die größte Schönheit in der einfachsten Form zu finden. Das von Rintelen mit höchstem Geschmack und Konsequenz verfolgte Ziel fand die reichste Beute im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts. Ein Katalog gibt Zeugnis von seinen bemerkenswert geistreichen Bestrebungen.

Was wir in unserer neuen Sachlichkeit erstreben und erstrebten, hat das achtzehnte Jahrhundert vielfältig gesucht und oft unübertrefflich gelöst. Es gibt Becher, Löffel, Gabeln, Messer, Pfannen, Töpfe, die schöner *und* praktischer als nie zuvor und nie nachher gefertigt wurden. Sie waren die Liebe von Chardin und sie kehren wieder als unverlierbarer Besitz in den Stilleben Cézannes: «Nur aus der höchsten Kraft der Gegenwart dürft ihr das Vergangene deuten» (Nietzsche).

Die Entelechie ist in diesen einfachen Formen oft erreicht und sie manifestiert sich auch noch in den Sitzmöbeln, zumal in denen der Régencezeit. In keinem Armsessel wird man weniger müde als im klassischen Fauteuil des Dixhuitième. Das Gefühl für eine zweckmäßige Körperhaltung, für die Bienséance, war aufs beste ausgebildet. Unsere modernen, der totalen Entspannung abgelauschten Sitzgelegenheiten können den Vergleich nicht aushalten. Selten wirklich komfortabel sind sie alles andere als den «Geist» unterstützende Möbel. Wir sitzen nicht, wir hängen in ihnen. Der Sessel des 18. Jahrhunderts aber faßt uns und weist dem wachen Kopf am sitzenden Körper die richtige Stelle an. Verglichen mit unserer Lebenshaltung sind wir, zumal durch die Zäsur der französischen Revolution, weit entfernt vom Lebensgefühl des 18. Jahrhunderts, und doch ragt vieles seiner Errungenschaften hinein in unsere Tage. Was aber der damaligen Zeit wichtig vorkam, braucht keine Gültigkeit für uns zu haben. Alles Modische verbraucht sich rasch und wird meist lächerlich. Der Dichter sagt, es sei ein «hehr Ergetzen, sich in den Geist der Zeiten zu versetzen», aber nur was uns immer noch oder immer wieder anspricht und befruchtet, ist wesentlich, wichtig und lebendig. Die kunsthandwerklichen Formen sind, wie mir scheint, heute noch unmittelbarer, wirksamer als die übergroße Fülle der Bilder.

Das allgemein Menschliche — und nur dieses suchen wir in der Kunst — ist im Haptischen stärker verhaftet als im Optischen. Die rotierende Töpferscheibe führt uns zur Hand des Menschen, zu einer Urbewegung, zu Urformen, zum archetypischen Erleben. Auch wer gar keine Beziehung zur Kultur des Dixhuitième hätte, berührt täglich Formen dieser Periode, und zudem sind wir alle von der großen Kunst des Spätbarocks gebildet, auch wenn wir ihr persönlich gar keine Beachtung schenken.

Die Wirkung eines Johann Sebastian Bach im Leben der Völker ist groß. Diejenige von Mozart noch größer, aber *er* gehört zu *den* Genies, die keinem Jahrhundert allein verhaftet sind. Gewisse Erscheinungen der Geschichte sind bei aller Gebundenheit an ihr Zeitalter nicht in das Schubfach oder unter das Tageszelt eines Stiles zu bringen. Wir müssen ihnen das über allen Stilen erhabene Gewölbe der Nacht als zugehörigen Raum anbieten. Im Sternenlicht solcher Rätsel menschlichen Schöpfer-tums und Schicksals erblicken wir Leonardo, Shakespeare, Rembrandt, Mozart.

Vor solchen Phänomenen dürfen wir uns der Entscheidung zwischen den beiden sich immer wieder im Kontertanz schwingenden Erscheinungen der Klassik und des Barocks entschlagen. Würden wir aber für den Barock Partei ergreifen, so müßten wir erleben, daß die beiden bedeutenden Figuren meiner Heimat, deren Bewunderung und Liebe eindeutig der Klassik gegolten hat, sich abwenden würden.

Jakob Burckhardt, der, wie wir wissen, Rembrandt gerne aus dem Wege ging, schreibt im letzten Satz des «Cicerone», daß er besonders in Rom das ruhige Glück der Seele empfunden habe; aus dem Motto zu diesem, 1854 erschienenen Reisebegleiter: «Haec est Italia — diis sacra», spricht allem voran klassischer Geist. Wer je Burckhardts Schüler, dem hochragenden Wölfflin, begegnet ist, braucht keine seiner Bücher zu lesen, um an der statuarischen Haltung und der kühlen Unnahbarkeit des berühmten Mannes die Verwandtschaft mit der klassisch-apollinischen Welt zu spüren und die allem Barock-Dionysischen abholde Gesinnung zu wissen. Wir sind heute nicht mehr so eindeutig proklassisch, ja, wir betrachten die Bemühungen des Barock, Garant der Freiheit zu sein, mit Zuneigung, denn es ist dem Barock gelungen, aus dem Widerstreit der menschlichen Leidenschaften allmählich doch den leuchtenden Gedanken der Toleranz emporsteigen zu lassen, und vielleicht hat dieser bewegte Stil mehr Möglichkeiten, den Menschen aus seiner «selbstverschuldeten Unmündigkeit» herauszuführen, als die gestrenge Klassik.

Das Wölfflinsche Worte: «Rembrandt ist groß, aber Raffael ist einzig», klingt uns schön, aber doch unverständlich, und unsere Sperrung vor dem Klassischen ist, wie mir scheint, traumatischer Natur.

Es ist das Recht der Klassik, das Vorbild zu bewundern, aber es stimmt doch bedenklich, wenn sie uns nicht selten als der Stil der Tarnung vorkommt. Ist es nur Zufall, daß seit altersher alle großen Tyrannen vor die Bestrebungen ihres Machtwillens die Fassade der Klassik zu stellen pflegen?

Napoleon usurpierte römische Formen; die häßlichen und pervertierten Tendenzen des Dritten Reichs suchten durch klassische Architektur ihre Gesinnung zu maskieren — und das geknechtete Rußland befiehlt klassische Bauten.

Und so erscheint es mir als ein Akt staatsmännischer Klugheit, daß die uns von Carl Theodor Müller dargebotene Ausstellung «Europäisches Rokoko» von einer Macht inspiriert wurde, die auf ihre Fahnen den Namen der Freiheit geschrieben hat. Wir sahen diese Schau als ein veröhnliches Bekenntnis im wieder altvertrauten München.

Nach einem im Germanischen Museum in Nürnberg gehaltenen Vortrag

COLBY COLLEGE

VON MICHAEL STETTLER

Den nordöstlichsten Zipfel der Vereinigten Staaten bildet der Staat Maine, der weit in kanadisches Territorium vorstößt, längs einer Küste voller Fjorde mit kleinen Häfen, Leuchttürmen und vorgelagerten Inselchen in tiefblauer See. Es ist eines der berühmten Ferienlande von Amerika, das von hier aus mit Hummer, Hühnern, Heidelbeeren und Kartoffeln beliefert wird. Hügel, Wälder und Ströme durchziehen das anmutig großartige, von Riesenstädten verschonte Land. Alt-indianische und, von Kanada herüber, viele französische Namen kennzeichnen die Orte und ihre Bewohner.

In Maine liegt Colby College. Über der Provinzstadt Waterville sind seine Häuser locker hingestreut, «auf dem Hügel, aber nicht über dem Berg», wie ein Slogan seiner Werbeschrift lautet. Die Schule ist kurz vor dem letzten Krieg aus der Bahnhofsgegend auf die Höhe gezogen, auf der inzwischen vierundzwanzig Gebäude, symmetrisch auf einzelne Achsen bezogen, errichtet worden sind. Ein kleiner See, Rasenflächen, ausgedehnte Sportanlagen, großlinige Horizonte umgeben das College, in dem ein Stab von hundert Erwachsenen eine Schar von fast zwölfhundert jungen Leuten beider Geschlechter betreut. Die Vorlesungsgebäude, Gemeinschaftshäuser und Dormitorien werden von den spitzen Türmen auf Kirche und Bibliothek überragt; sie bieten sich mitsamt dem hübschen Präsidentenhaus in amerikanischem Stil mit roten Backsteinmauern dar, mit schiefergrauen Dächern, weißen Fensterkreuzen und vorgeklebten Säulenportiken gleichfalls aus weißem Holz. Das Vorbild ist Independence Hall in Philadelphia, alles ist einheitlich, klassizistisch, äußerlich unmodern und dementsprechend ohne ästhetisches Risiko. Noch immer wird gebaut; eine Kampagne ist im Gang, die bei den Ehemaligen die Mittel für ein weiteres Vorlesungsgebäude, für ein Haus für Kunst und Musik und einen Verwaltungstrakt beschaffen soll. Von Baptisten